

**abenteuer &**

Europas große Reise-Zeitschrift Nr. 5/84

# reisen

4. Jahrgang  
September  
Oktober  
1984  
DM 8,-  
sfr 8.50  
öS 70,-  
lfr 193,-  
hlf 10,-  
ptas 370,-  
nkr 29,-  
L 5000,-

**Seychellen-  
Traumreise**  
Ihr Hauptgewinn im  
großen a&r-Preisausschreiben

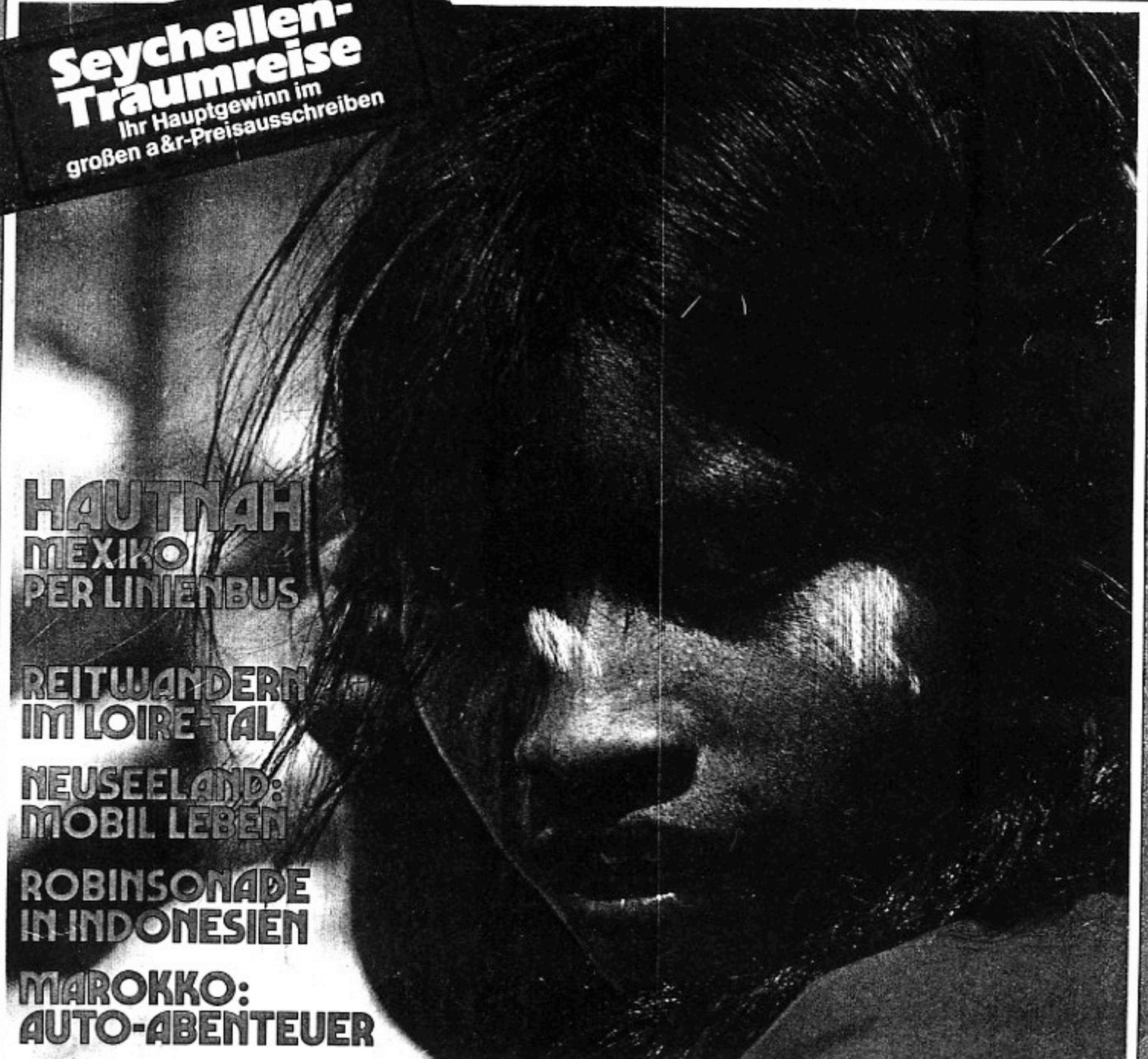
**HAUTNAH  
MEXIKO  
PER LINIENBUS**

**REITWANDERN  
IM LOIRE-TAL**

**NEUSEELAND:  
MOBIL LEBEN**

**ROBINSONADE  
IN INDONESIEN**

**MAROKKO:  
AUTO-ABENTEUER**



**Klaus J. Antoni** als erster deutscher Austausch-Schüler für ein Jahr nach Japan. Das stellte eine lebensentscheidende Weiche: Nach dem Abitur studierte er Japanologie, Sinologie und Völkerkunde. Heute, mit 31, hat der promovierte Japanologe seinen Arbeitsplatz am Ostasien-Institut der Universität München – als Spezialist für japanische Frühgeschichte und die Geschichte des Shintō. Deren früheste erhaltene Spuren suchte er auf einer Wanderung durch das Yamato-Becken, das Herzland der japanischen Kultur und des Staates. (Seite 14)



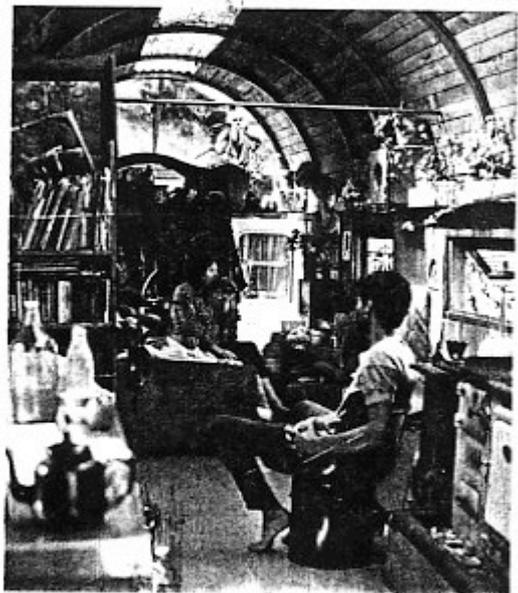
wom aussenen mußte, um nicht gleich als Rauschgiftfahnder (das war er bis vor acht Jahren) erkannt zu werden. Und er ist immer noch so unruhig, wie er war, als er den Polizeidienst quittierte. Die Suche nach »seinem« Platz bemäntelt er seither mit rastlosem Suchen nach Reportage-Themen als Reise-Journalist. Zur Zeit meint er, daß Nairobi vielleicht der richtige Ort für ihn sein könnte. Seine Frau Ulla (32), gelernte Fotografin und seit vier Jahren auf allen Reisen dabei, hält gegenwärtig nicht allzu viel vom Wegziehen aus »ihrem« Dorf im Siebengebirge: Sie erwartet im November Nachwuchs. Gemeinsam ist Rolf und Ulla die Liebe zu Marokko: acht Mal waren sie dort – und gelegentlich waren es Reisen mit Hindernissen. (Seite 42)

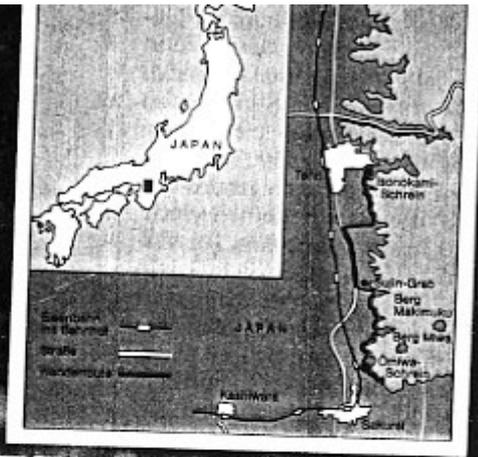


**MEXIKO** Der Wahl-Hamburger Wolfgang Klawonn (28) behauptet von sich, für's Tauchen, Windsurfen und Fallschirmspringen zu leben. Und damit ihm »nebenbei« auch noch genug zum Leben bleibt, schreibt er – vorzugsweise über seine Hobbys. Und um für die mehr Geld zu haben, nimmt er für die Anreise die einfachsten und billigsten Transportmittel in Kauf. Bei seiner jüngsten Mexiko-Tour waren es die »Hühnerbusse«, mit denen die Einheimischen ins nächste Dorf fahren. Nicht nur, daß Land und Leute sich auf diese Weise besser kennenlernen lassen als aus dem Fenster klimatisierter Luxus-Kutschen – nur mit den oft abenteuerlichen Linienbussen sind auch jene Plätze erreichbar, die unter Travellers als »Geheimtip« gehandelt werden – wie das Fischerdorf Puerto Escondido. (Seite 50)

**INDONESIEN** Der Marburger Jurastudent Jochen Barnack (25) geht, wenn er ein Schiff benutzen muß, mit gemischten Gefühlen an Bord: Neptun scheint etwas gegen ihn zu haben. 1980 war Barnack (links) als Matrose mit einem Verband der Bundesmarine auf dem Weg nach Indien, als sein Schiff im Mittelmeer mit dem eigenen Versorgungsschiff kollidierte und umkehren mußte. Zwischen Marine und Studium bereiste er Südamerika. Auf der Fahrt von Galapagos zum Festland rammte seine Fähre eine Boje und erreichte mit Mühe den Hafen. Und auf seiner jüngsten Südostasien-Reise ging er vollends baden, als sein havariertes Schiffchen auf ein Riff lief. Mit dabei auf dieser Fahrt: Helmut Antretter (24) aus Brannenburg am Inn, der sich sein Geographiestudium in München als Tanzmusiker verdient und nebenbei noch Zeit findet, seine Sammlung von Alpengipfeln zu vervollständigen. (Seite 32)

**NEUSEELAND** Daß ein Marmeladenglas ein ganzes Leben verändern kann – diese Erfahrung haben die Sozialpädagogin Barbara Simsch (29) und der Werbetechniker Peter Fischer (33) gemacht. Sie hatten »immer« schon vor, sich ein Land zu suchen, in dem sie ihre Vorstellungen von einem »freieren und gesünderen« Leben verwirklichen könnten – aber sie wußten nie so recht, welches Land in Frage käme. Bis sie eines morgens am Frühstückstisch auf dem Etikett eines Glases mit Kiwi-Marmelade lasen: »Made in NZ«. Die beiden verkauften ihren gesamten Hausrat und standen im März 1983 mit Rucksäcken und einem Koffer voll Werkzeug auf dem Flughafen von Auckland. Sie kauften sich einen alten Möbelwagen, machten ihn bewohnbar und – aber lesen Sie besser selbst: ab Seite 58.





*Japan*

# TIMETUNNEL

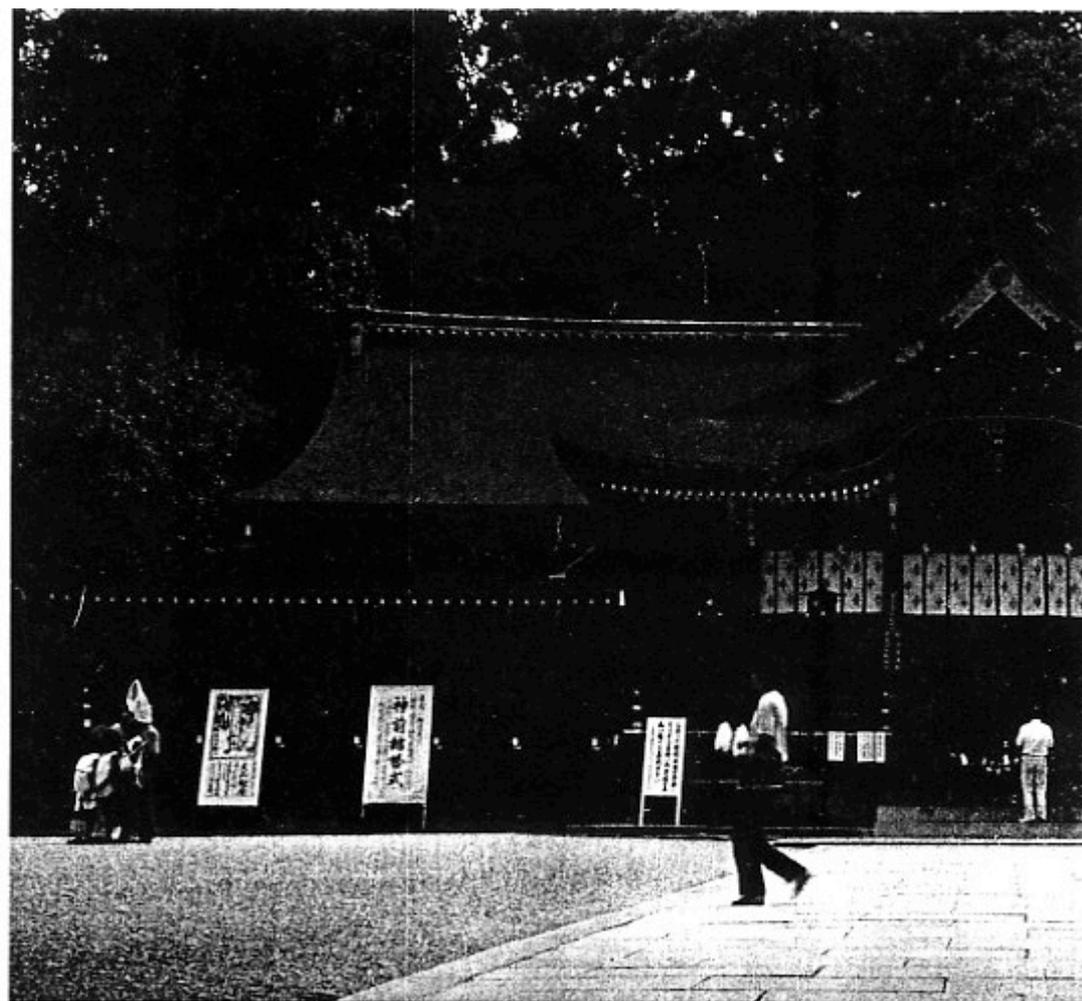
*Wanderung durch die Geschichte*

**E**s ist kaum noch auszuhalten. Die Hitze treibt den Schweiß in Bächen über das Gesicht, Rinnsale ergießen sich in die Augen. Ich kann kaum noch etwas sehen. Ein Stirntuch, so wie es die Bauern hier tragen, das wäre das Größte!

Ein einsam daliegenes Gehöft taucht aus dem Dickicht des Waldes auf. Am Tor verweist ein handgemaltes Schild auf köstliche Limonade aus eigener Produktion, die hier käuflich zu erwerben sei. Auch nicht schlecht. Auf mein Klopfen hin öffnet eine alte, tief gebückte Bäuerin die Holztür und nimmt meinen Wunsch nach einer Flasche des Selbstgebrauten entgegen. Da erspähe ich aber an einem Haken an der Wand in der dunklen Küche das Objekt meiner wahren Begierde: ein blütenreines Handtuch in zartestem Rosa. Die Alte ist nicht schlecht erstaunt, als ich sie bitte, mir dieses Prachtstück zu verkaufen. Aber schließlich läßt sie sich überreden. Gestärkt, die rosarote Neuerwerbung um die Stirn gebunden, setze ich meine Wanderung fort. Ungläubig blickt mir die Bäuerin nach; es verirrt sich kaum ein Ausländer in ihre improvisierte Raststelle am yamanobe-no-michi, und wohl keiner der wenigen hat je versucht, ihr einen Teil der Kücheneinrichtung abzuschwatzen.

Vor einigen Stunden erst bin ich in Miwa aufgebrochen, habe das beschauliche Treiben des alten und wirklich ehrwürdigen Shintô-Schreines verlassen, um auf dem »Pfad entlang der Berge«, dem yamanobe-no-michi, in das japanische Altertum vorzudringen. Dieser Weg gilt als der älteste Verkehrsweg Japans, er findet bereits in den frühesten literarischen Werken aus dem achten Jahrhundert Erwähnung. Ein kleiner Taschenreiseführer, den ich am Bahnhof von Miwa gekauft habe, bezeichnet ihn in unvergleichlichem Neu-Japanisch als *kodai-he-no-taimutanneru*, »Timetunnel in's Altertum«.

Eigenartig – oder ist es schon eher symbolisch, daß ausgerechnet dieses Sinnbild des archaischen Japan nur mit dem



Science Fiction-Begriff *timetunnel* umschrieben werden kann?

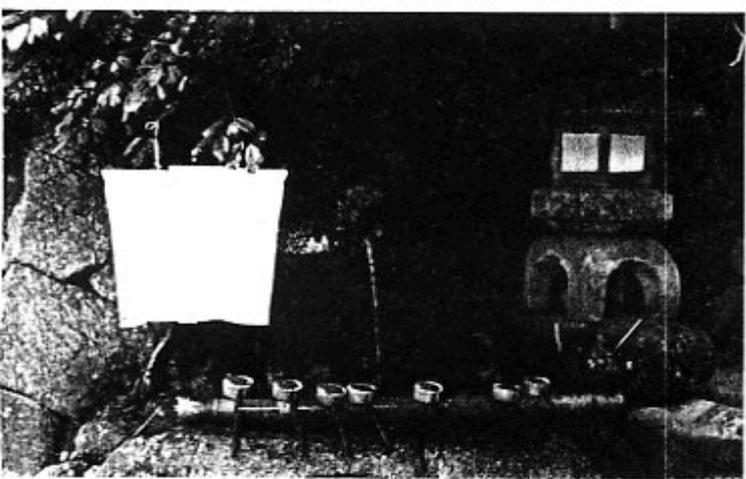
Der Weg führt von der Stadt Sakurai im Süden bis zur einstmaligen Kaiserresidenz Nara im Norden, durchquert das ganze alte Yamato, Herzland der japanischen Kultur und des japanischen Staates. Interessant für den Nostalgiker aber ist nur der Abschnitt von Miwa, heute ein Ortsteil von Sakurai, bis zur

Stadt Tenri – danach verliert er sich endgültig im Straßendschungel der Zivilisation. Diesen Abschnitt möchte ich mir erlaufen.

Heute, an einem heißen Morgen im August, bin ich schon früh von meinem Quartier in Nara aufgebrochen. Die Eisenbahnfahrt durch das hoffnungslos zersiedelte Yamato-Becken nimmt normalerweise

zwar nicht viel Zeit in Anspruch, aber vor kurzem erst hat hier ein Taifun gewütet. Noch sind die Verkehrsverbindungen nicht wieder vollends hergestellt.

Im Schrein von Miwa findet am heutigen Vormittag eine religiöse Feier statt. Von der Bahnstation sind es nur fünf Minuten zu Fuß bis zum Schrein. Aber der Kontrast zwi-



## DER SCHREIN VON MIWA: HARMONIE UND MISSKLANG

*Opfer, Gebet und Sühne werden an der Wohnstätte des Shintō-Gottes Ōmononushi nach tausendjährigem Ritus und mit einer Inbrunst zelebriert, die die These fraglich erscheinen läßt, Shintō sei Ideologie und keine Religion. Aber der Zauber, der sich über den Beschauer legt, verfliegt, wenn der Oberpriester zum Mikrofon greift...*

ausgedehnten Schreinbezirkes ist beeindruckend.

Hier, am Fuße des Berges Mimoro, liegt die Wohnstätte des Gottes Ōmononushi; irgendwo, irgendwie existiert er inmitten des Bergwaldes, eines heiligen Bezirks, den niemand betreten darf. Ōmononushi ist eine Gottheit der vorbuddhistischen Religion Japans, die mit dem so unterschiedlich interpretierten und verwendeten Begriff Shintō bezeichnet wird. Sein Wesen und seine Taten schildern die ältesten erhaltenen schriftlichen Quellen des Landes, aus einer Zeit, dem achten Jahrhundert, in der der Buddhismus den gebildeten Kreisen bereits seit Jahrhunderten das Weltbild vorgab. Der Shintō dagegen, mit seinem Pantheon der zehntausend Götter, lieferte eine mehr politisch motivierte Legitimation der Macht – und deren ewiger Dauer! – des Kaiserhauses.

Es ist genau zehn Uhr. Der große Gong wird zum dritten Mal geschlagen, als Zeichen, daß der Gottesdienst beginnt. Eine kleine Gemeinde hat sich versammelt und kniet nun auf dem Boden der Veranda vor der Gebetshalle nieder. Langsam, getragenen Schrittes, bewegt sich der Zug der Priester vom peinlich gepflegten Vorplatz her in Richtung des imposanten Holzgebäudes. Es sind sechs Negi, Priester im traditionellen Gewand, gefolgt von vier Miko, den farbenfroh gekleideten Schreinemädchen. Geführt wird die kleine Prozession vom Gūji, dem Oberpriester des Schreins. Die Gruppe betritt die Halle und nimmt auf dem Tatami-Boden Platz. Der Gūji tritt vor. Er ist ein älterer, sehr vornehm wirkender Herr mit leuchtend weißem Haupthaar, das nun aber vom charakteristischen schwarzen Lackhut der Shintō-Priester bedeckt ist. Seit Jahrhunderten stellt die Familie der Nakayama die Oberpriester des Schreins. Mit leiser, aber fester Stimme verliest er das Norito. Diese Ritualgebete, in archaischem Japanisch abgefaßt und von hohem Alter, sind den heutigen Japanern meist vollkom-

men. Vorlesen des Sakrale Stimmung, ähnlich den lateinischen Wendungen im traditionellen katholischen Ritual.

Die Opfer werden gebracht, ein jeder der Priester trägt nacheinander Schalen nach vorn, die mit den Schätzen des Landes gefüllt sind, den Nahrungsmitteln. Zuerst Reis, dann Sake, verschiedene Gemüse, Früchte. Dann tanzen die Miko, die »Götterkinder«, Medien zwischen Gott und Mensch, die früher in Trance den Willen der Gottheiten übermittelten. Noch heute lassen sich beispielsweise auf den abgelegenen Inseln im Süden des japanischen Mutterlandes solche weibliche Medien finden, die im Volksglauben einen zentralen Platz einnehmen.

Nun werden Harae-kotoba, »Entsühnungsworte«, rezitiert. Die Priester haben sich geschlossen vor den Altar begeben, und leise murmelt die kleine Gemeinde die Worte nach. Die Anwesenden sind in tiefe Andacht versunken; knieend, weit vorgebeugt, werden die Worte des Gebets nachgesprochen.

Es heißt oft, Shintō sei gar keine Religion, sondern nur Ideologie. Diese einfache Zeremonie aber wäre für jeden, wüßte er auch nichts von der japanischen Kultur, verständlich. Die Elemente des Gottesdienstes – Opfer, Gebet und Sühne – sind urmenschliche Anliegen; Ausdruck des verzweifelten Bemühens, die Begrenztheit der menschlichen Existenz zu überschreiten.

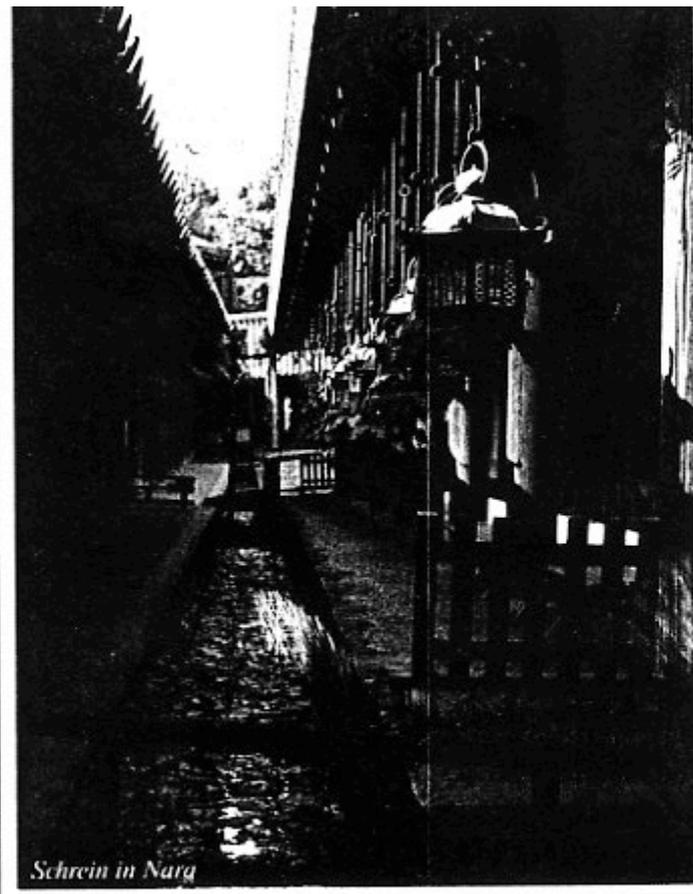
Es ist wie ein Schock. Ich erwache schlagartig aus dem Spiel meiner Gedanken, und die Absurdität dessen, was ich sehe, wird schmerzhaft bewußt. Zum Abschluß der Feier wendet sich der Gūji mit einigen erbaulichen Worten an die Gemeinde. Und da steht der alte Priester nun, inmitten dieser vollkommenen Kulisse, in seinem Gewand, mit dem Lackhut auf dem Kopf, und spricht seine Worte in ein Mikrofon. Niemandem fällt der Bruch auf, aber für mich zerreißt dieses alberne Bild den Zauber. Er



steht da wie ein Schlagersänger, das Mikrofon lässig in der rechten Hand haltend, seine Stimme dringt blechern aus einem überdimensionierten tragbaren Lautsprecher. Ich fange mich wieder, man soll die Zeit nicht verdrängen, alles andere wäre Exotismus. Aber trotzdem...

Ich beginne meine Wanderung, die ersten hundert Meter in Begleitung von Herrn Miyamoto, einem jungen Schreinpriester. Unvermittelt hat es zu regnen begonnen, das Wasser läuft in kleinen Bächen den Weg entlang. Aber eigenartig: der Regen ist nicht unangenehm, er unterstreicht gerade die Schönheit des Ortes. Hier, innerhalb des Schreinbereiches, ist der Weg breit und sehr gepflegt. Sorgfältig mit Kiesel bedeckt führt er eine Anhöhe hinauf, in den Wald hinein, an den Seiten in regelmäßigen Abständen von mannshohen Holzlaternen gesäumt. Das Bild scheint einem jener kitschigen Japan-Bildbände entnommen: Der Priester durch den feinen Regen schreitend, geschützt durch einen papierernen Regenschirm.

Wir passieren mehrere Gebäude, alles Zweigschreine des Ōmiwajinja. Vor einem bleibe ich stehen. Es ist der Schrein des Ikui, eines Mannes, der der Legende nach an diesem Ort für den großen Herrscher Sujin, dessen Residenz wahrscheinlich im vierten Jahrhundert in Miwa lag, den Götterwein braute. In einem Lied besang jener Ikui den Gott Ōmononushi als Herrn des Götterweines. Und noch heute opfern die Sake-Brauer des ganzen Landes einmal im Jahr ein Faß des neuen Weines dieser Gottheit, um ihren Segen zu erhalten. Als dessen Symbol erhalten sie dann ein Sugidama, einen aus den Blättern der Zypressen des Miwa-Berges geflochtenen Ball. Sogar die hochmodernen Brauereien in Kobe, deren com-



Schrein in Nara

putergesteuerte Produktionsanlagen das Land mit dem wasserklaren Wein, der eigentlich ein Reis-Bier ist, überschwemmen, halten sich bis auf den heutigen Tag an diesen Brauch. Auch sie hängen die Sugidama aus Miwa an die Decken ihrer Brauhallen.

Wir erreichen den Sai-Schrein und damit den Außenposten des Miwa-Bezirk. Hier hebt nun ein wahres Unwetter an, Blitz und Donner, der Regen knallt auf das strohgedeckte kleine Holzgebäude. Es ist zwar noch Vormittag, aber fast dunkel, so daß ich schon meine Pläne mit dem Wasser davon schwimmen sehe. Aber ebenso plötzlich reißt der Himmel wieder auf, und nur noch die dampfende Schwüle des Waldes erinnert an das Unwetter.

Wahrhaftig, das ist ein Übergang von Kultur und Natur! An der Grenze des Schreinbereiches geht der Weg, bis dahin so peinlich sauber gehalten, in einen echten Pfad über. Manchmal ist er so schmal, daß kaum ein Durchkommen ist, dann wieder reißt das Dickicht auf, kleine Lichtungen bergen Bauernhäuschen mit den dazugehörigen Mandarinenpflanzungen. Die Mikan, die japanische Mandarine, ist das Haupt-

anbauprodukt der Gegend. Aber ebenso schnell verschluckt der Wald wieder den einsamen Wanderer.

Es ist unbegreiflich und wird mir der stärkste Eindruck bleiben: keine zwei Kilometer Luftlinie entfernt, auf der ständig verstopften Landstraße, pulsiert das Japan des 20. Jahrhunderts, und hier – der reinste Urwald, undurchdringlich, dunkel. Der Weg wird immer düsterer, dicke Regenwolken türmen sich am Himmel, es fängt wieder an zu tröpfeln. Schwärme riesiger Libellen und dicker Flugkäfer umschwirren derart ungeniert mein Gesicht, daß nur ständiges Hin- und Herhüpfen Karambolagen verhindert. Sicherlich ein urkomischer Anblick.

Langsam aber wird der Weg wieder breiter, gibt den Blick auf die Ebene frei. Ganz in der Ferne erheben sich die Gipfel der Nijō, der zwei berühmten Hügel des Yamato-Landes, aus dem Dunst des feinen Regens.

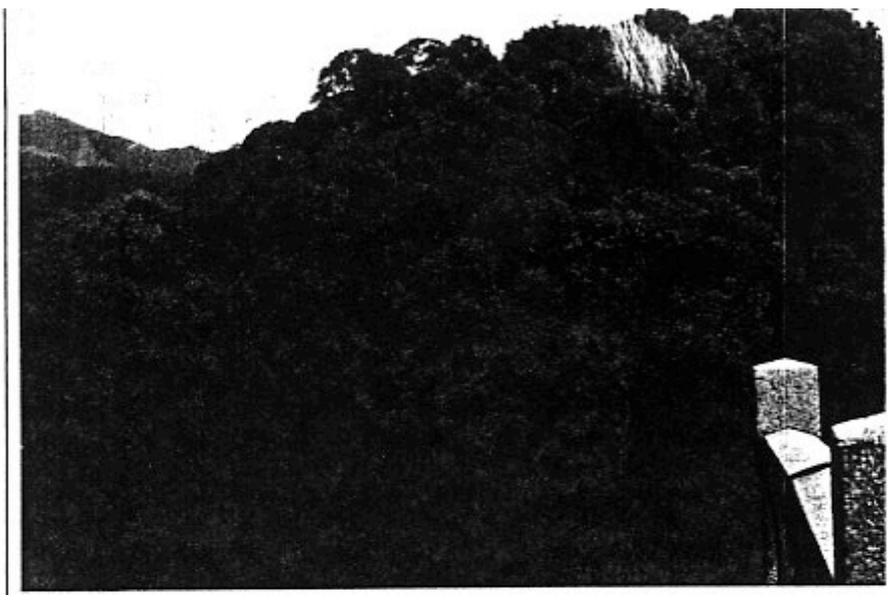
Ich passiere den Hibarajinja, einen Außenposten von Miwa, mit ebenfalls uralter Geschichte. Hier soll der ursprüngliche Schrein der Sonnengöttin gelegen haben, bevor sie endgültig Einzug in ihr Heiligtum in Ise hielt. Aber der Zauber ist

wieder einmal verfliegen. Ein Parkplatz mit einigen Autos und den daneben picknickenden Insassen, die lautstark einen Streit austragen, besorgen das ihre. Gänzlich unvermutet mündet mein *timetunnel* in eine Straße, und nur ein Sprung in den Straßengraben rettet mich vor einem vorbeidonnernden Lkw.

Ich versuche, die Stimmung zu halten, denke an die Myriaden shintōistischer Gottheiten, deren Mythen und Legenden hier allgegenwärtig sind, an jene frühen Kaiser, deren Taten noch heute greifbar scheinen, daran, daß der Shintō – d. h. Japan selbst – immer untrennbar verbunden war mit den Geschicken des Kaiserhauses – aber nichts kann mehr darüber hinwegtäuschen, daß es auf meinem Weg nun auch mit den beschaulichen Ortschaften vorbei ist.

Ich marschiere in der abgasverseuchten Luft der Hauptstraße. Stoßstange an Stoßstange quält sich der Verkehr mit der für Landstraßen obligatorischen Höchstgeschwindigkeit von sage und schreibe 50 km/h dahin. Ein Wurm ohne Anfang und Ende. Ein Land mit viel zu vielen Autos, aber zu wenig Straßen – und trotzdem schon jetzt durch die Zivilisation seiner natürlichen Schönheit über weite Strecken hin nahezu vollständig beraubt.

Ein Ortsname hält mich davon ab, den nächsten Bus zu besteigen und mich ein Stückchen des Weges fahren zu lassen: Makimuku – ein eigenartiger Name. Hier soll einst der Regierungssitz eines ebenfalls legendären Kaisers – Keiko – gelegen haben, heute aber trägt ein verschlafenes Dorf den großen Namen recht lässig. An der Grabanlage kann allerdings keine rechte Stimmung aufkommen, hier säuseln nicht die Jahrhunderte, es dröhnt nur der Verkehr. Zu dominierend ist die Gegenwart, als daß Gedanken an jenen Kaiser aufkommen könnten, der eigentlich erst durch seinen Sohn berühmt wurde. Yamato-takeru, der »Tapfere aus Yamato«, so der Name des berühmt-berüchtigten Sprosses, wurde zum legendären Prototyp des 'typisch' ja-



Die frühgeschichtlichen Kaisergräber in Yamato: bewaldete Hügel, wasserumgeben, unzugänglich (links). Rechts: Straße in Nara.

panischen Kriegers und wahrer japanischer Geisteshaltung – Yamato damashii. Trickreich im Kampf versuchte er sogar die Götter – und zerbrach daran. Aber, und darin besteht seine bis heute aktuelle Tugend, als erste der japanischen Heldenfiguren war er dem Vater und vor allem der Heimat bis in den Tod treu ergeben. Und doch bleibt er ein trauriger Held, in seinem Größenwahn allein gegen die Welt und die Götter kämpfend.

Wenig später ein zweites Grab; hier ist die Frühgeschichte wirklich bequem aufgereiht. Es liegt ebenfalls an der Straße, aber etwas abseits und damit ruhiger. Die Landschaft Yamato ist übersät mit derartigen Grabanlagen. Da sie sich unverändert im Besitz der kaiserlichen Familie befinden und in deren Auftrag seit der Meiji-Restauration vorbildlich gepflegt werden, ist niemandem, auch den brennend interessierten Archäologen nicht, der Zutritt gestattet.

Die großen Hügel dürfen nur von außen betrachtet werden. Die Gräber tragen die Namen der berühmten Kaiser der japanischen Frühgeschichte. Aber bei den frühesten von ihnen weiß niemand mit letzter Sicherheit zu sagen, wessen Überreste sie tatsächlich bergen. Meist handelt es sich um riesige künstliche Hügel, die vollständig mit Jahrhunderte altem Wald bedeckt sind und

oftmals von einem breiten Wassergraben von der Außenwelt abgeschirmt werden. In ihrer würdigen Schlichtheit können sie noch am ehesten eine Ahnung davon vermitteln, was die sprichwörtliche japanische Naturliebe einmal gewesen sein muß. Abgesehen von den Gräbern der Kaiser Ōjin und Nintoku (5. Jh. n. Chr.) in Osaka, die mit einer Seitenlänge von ca. 400 Metern schon recht protzig daherkommen, vermitteln die meisten Anlagen ein Gefühl vollkommener Übereinstimmung von Grabstätte und umliegender Natur. Kein Gedanke etwa an die steingewordene Hybris ägyptischer Pharaonengräber.

Ich versuche, trotz des nahen Straßenlärms noch ein wenig die Zeit wirken zu lassen, aber es ist nicht möglich. Die schwüle Sommerhitze besorgt den Rest und treibt mich schließlich in die klimatisierte Kühle einer Cafeteria auf der anderen Straßenseite. Vor dem Restaurant parken einige Wagen, hochgemotzte Limousinen und mit allen Attributen aktiver Freizeit versehene Reisemobile. Die Fahrer sitzen an den Tischen, trinken Cola und essen Eiscrème. Hätte nur Mishima Yukio (1925 – 1970) diese jungen Leute sehen können!

Jener erkonservative und von Körper- und Männlichkeitskult besessene Schriftsteller, der in unseren Breiten vor allem durch seinen spektakulären Selbstmord infolge des traditionellen Bauchaufschlitzens bekannt wurde, beklagte immer wieder den »bedauerlich weiblichen« Zustand der männlichen

Nachkriegsjugend Japans. Die hier Anwesenden hätten den Armen sicherlich zu neuen moralisierenden Höchstleistungen getrieben. . . Disco ist Trumpf. Man trägt das Haar kunstvoll onduliert, dazu leger, aber todchice Kleidung; alles paßt zueinander, gestylt nach den neuesten Vorschriften der Mode. Sind diese gelockten Dandies tatsächlich Japaner? möchte man unwillkürlich fragen. Aber sie beherrschen nicht nur hier, im Ausflugsrestaurant, die Szene. In keiner japanischen Stadt wird man den Gammel- und Punker-Look der europäischen Metropolen finden.

Aber wie verhält es sich denn mit »dem« Japaner?! Kaum eine Nation ist derart mit Klischees belegt wie die der Japaner. Stecken sie nicht kunstvolle Blumengebinde, begehen sie Harakiri oder pflegen putzig kleine, aber wunderschöne Gärten – so meinte man früher. Heute hat sich eher das Bild des 'woraholic', des arbeitsbesessenen Japaners, in den Vordergrund geschoben, der sich für Firma und Vaterland opfernd – Samurai? Yamato-takeru? – in seiner Aufgabe verzehrt und die Werktätigen Europas um ihre sauerverdienten sozialen Errungenschaften bringt. Voller Angst und Neid und mit der unausgesprochenen Hoffnung, die Krise würde auch Japan in die Knie zwingen, blickt die Welt auf dieses Land.

Aber hier frage ich mich immer wieder, wo sie eigentlich sind, diese Arbeitsbienen. Versammeln sie sich – unter perfekter Tarnung zur Irreführung des Ausländers – in den riesigen

Vergnügungsvierteln der Städte, die auch tagsüber, zur besten Arbeitszeit, von Menschen aller Altersstufen überschwemmt werden, oder in den unzähligen, ständig gut besuchten Cafés? Sind alle Passagiere der in viertelstündigem Takt dahinrasenden Expresszüge – die übrigens immer voll besetzt sind – lauter Geschäftsreisende, die neuen Kontrakten entgegenhasten? Werden in den Tausenden und Abertausenden von Bars bei Whisky und Bier nur Bilanzen geprüft und Pläne zur ökonomischen Eroberung der Welt ausgeheckt? Wieso sind während der Arbeitszeit die Einkaufsstraßen und die riesigen Warenhäuser der Städte von Kunden ständig überlaufen, warum die Straßen chronisch verstopft? Wer arbeitet eigentlich in diesem Land??!

Angesichts der schon fast sprichwörtlichen Arbeitssucht der Japaner eine provozierende Frage. Aber dieses Image wird gerade in jüngster Zeit auch von japanischer Seite eifrig gepflegt und poliert. Das Mysterium der enormen Wirtschaftserfolge findet eben in Fleiß und Aufopferung der Nation eine wesentlich schmeichelhaftere Antwort als sie von nüchternen Analysen, etwa zur Situation der zahlreichen ausgepowerten Kleinbetriebe, gegeben werden.

Wenn schon verallgemeinert werden soll, dann kann mit Sicherheit behauptet werden, daß dem durchschnittlichen Japaner nichts ferner liegt als die Mentalität einer entsagungsvollen Arbeitsbiene. Seit dem dritten Jahrhundert, als chinesische Chroniken von

der bemerkenswerten Trinkfreudigkeit der »Barbaren« auf den Inseln im Osten berichten, scheint sich im Wesen nicht allzuviel geändert zu haben. Man arbeitet hart in Japan, sicherlich, vor allem länger pro Tag als es bei uns üblich ist, und es gibt wesentlich weniger Urlaub im Jahr. Aber dennoch liebt man die Entspannung, das Vergnügen und den Zeitvertrieb. In diesem Sommer wird das Land von einer wahren Freizeit-Welle heimgesucht. Die Fernsehsender strahlen in ihren zahllosen Reklameblöcken fast ausschließlich Werbespots mit weiten Stränden und deren Symbolen, Palmen, Mädchen etc., aus. Wie hierzulande das Surfbrett auf dem Autodach zu einem Statussymbol avancierte, werden auch in Japan die diversen Utensilien des sportlich-aktiven Urlaubs spazierengefahren.

Meine Tischnachbarn erheben sich, verlassen das kleine Restaurant und reihen ihre Autos wieder in den langsam dahinziehenden Strom der Wagen ein. Auch ich mache mich wieder auf den Weg.

Der Wald hat mich wieder! Wie zu Beginn in Miwa ist auch diesmal der Übergang schlagartig. Wald, das ist – immer noch – in Japan selten ein gezähmter Forst, kaum domestiziertes Grün, sondern die reine, unerschlossene Natur in nächster Nachbarschaft zum Menschen. Sofort bin ich wieder von der eigentümlichen Stimmung umfassen; statt an Taschenrechner denke ich wieder an die japanischen Märchen mit ihren Bergalten und Waldteufeln. Die Volksüberlieferung ist reich an solchen, oft belehrend gemeinten, Geschichten, die den Wald als das Reich des Anderen, der Toten und geheimnisvollen Mächte beschreiben. Angesichts der Wildnis um mich herum: ob wohl auch heute noch, unbewußt, etwas von dieser Scheu übriggeblieben ist?

Langsam wird es Abend, die Füße machen sich bemerkbar. Abwechselnd führt der Weg nun durch ausgedehnte Mandarinenplantagen oder als enger Pfad durch den Wald, oft von freistehenden Palmen gesäumt. Aber plötzlich, ohne es recht

bemerkt zu haben, bin ich am Ziel angelangt. Der Pfad ist wieder schön angelegt, mit Kieselsteinen bedeckt und von Laternen gesäumt.

Kennzeichnet im Süden der Ōmiwa-Schrein den Anfang des Weges, so bildet hier, an seinem eigentlichen Ende, der Schrein von Isonokami den Abschluß. Auch diese Anlage kann ihre Geschichte bis in's hohe Altertum zurückverfolgen; nur kam dem Isonokamijingū niemals die hohe religiöse Bedeutung Miwas zu. Es heißt, als Stammheiligtum der mächtigen militärischen Mononobe-Familie sei dies eher ein riesiges Waffenarsenal für die kaiserlichen Truppen gewesen. Heute blickt Isonokami mit der gelassenen Würde und leichten Arroganz aller alten Adels auf eine betriebsame Kleinstadt hinab.

Die jedoch ist auf ihre Art einzigartig in Japan und wahrscheinlich der ganzen Welt: Tenri, Hauptsitz der gleichnamigen Religion – oder 'Sekte' – mit mehreren Millionen gläubiger Mitglieder. Im Jahre 1838 von einer Bäuerin der Gegend gegründet, die seitdem als Oyasama, als Inkarnation Gottes, verehrt wird, ist sie heute die bedeutendste der »Neuen Religionen« des Landes. Und der ganze Ort bildet lediglich die Kulisse für die unzähligen Gebäude, Seminare, Schulungszentren, Wohnheime etc., in denen die Doktrin der neuen Religion verbreitet wird.

Müde schlendere ich den Hügel von Isonokami hinab in die Stadt, in Richtung des Bahnhofs. Das Straßenbild wird von meist jungen Menschen beherrscht, mit schwarzen Jacken

angetan, auf denen die Symbole der Sekte prangen. Es ist gewiß unredlich, Religion qualifizieren zu wollen, aber die bombastische Massenhaftigkeit des Ortes, das verzückte Wir-Gefühl in den Blicken der Menschen – all das macht mich ein wenig frösteln. Ich erinnere mich meines ungläubigen Staunens beim Anblick der Prozessionen in Lourdes.

Endlich habe ich den Bahnhof gefunden. Es ist dunkel geworden. Der Zug rollt ein, und die abgespannten Gesichter der Reisenden rufen die Gegenwart zurück. Von der Arbeit erschöpfte Menschen in der Eisenbahn – und die gepflegten, so unmuseal wirkenden Schreine und Kaisergräber aus ältesten Zeiten. Gibt es eine Kontinuität? In Miwa lernte ich den Shintō als lebendige Religion kennen, viel bescheidener, leiser und ernsthafter als das Getriebe von Tenri. Aber Shintō, das war bis vor 40 Jahren im Verständnis der Nation vor allem das Rückgrat Japans, manifestiert in der Institution des Kaisers. Solange es ihn gibt, wird auch die 'Große Tradition' des Shintō überleben. Aber es darf nicht übersehen werden, daß die uralte, angeblich ununterbrochene Tradition zu einem großen Teil auf den Wiederbelebungsversuchen der nationalistischen Theoretiker des 18. und 19. Jahrhunderts beruht. Im Mittelalter gab es Zeiten, da die vollkommen verarmten Kaiser bettelnd durch Kyōto ziehen mußten, um ihren Lebensunterhalt zu sichern. Dennoch meint man auch heute wieder allenthalben eine aufkeimende Sehnsucht nach dem 'echt Japanischen' inmitten der neuen Kultur zu verspüren. Und so manchem künden die großen Erfolge der Gegenwart bereits wieder leise von Japan als Shinkoku – dem »Land der Götter«.

Langsam verläßt der Zug die überdachte Bahnhofshalle; ich presse das Gesicht an die Scheibe des beleuchteten Wagens, blicke hinaus. Und einen Moment lang ist es so, als blinkten zwischen den Prunkbauten Tenris die Laternen des Yamano-michi hindurch.

Aber das wird wohl nur Einbildung gewesen sein. ■



## INFORMATIONEN

**AN/EINREISE** Tokio und zurück kostet als Holiday-Tarif 3300 Mark; Billigflug-Tickets werden ab rund 2500 Mark angeboten. Ein Visum ist bis zu einem Aufenthalt von drei Monaten nicht erforderlich; Impfungen sind z. Zt. nicht vorgeschrieben.

**REISEN IM LANDE** Ein Ausflug in die alte Kaiserstadt Nara gehört zum Programm auch der meisten Pauschalreisen nach Japan. In Nara sollte unbedingt, neben den 'klassischen' Sehenswürdigkeiten, der archäologische Park mit Museum besichtigt werden (mit der Kintetsu-Eisenbahnlinie bis Station Saidaiji). – Miwa liegt ca. 18 km Luftlinie südlich von Nara in der alten Landschaft Yamato (heute Präfektur Nara) und ist mit der Eisenbahn (JNR-Nara-Linie) in ca. 40 Minuten zu erreichen; Rückfahrt ab Tenri, Fahrtzeit ca. 15 Minuten. Für die beschriebene Wanderung von Miwa nach Tenri sollte mindestens ein Tag eingeplant werden. Lohnende Ausflüge: Landschaft Asuka im Süden Miwas mit herrlicher Landschaft und vielen historischen Sehenswürdigkeiten. Besonders empfehlenswert: Takamatsu-Hügelgrab, Historisches Museum Asuka. Ein Tip: an den Bahnstationen können Fahrräder gemietet werden.

**BESTE REISEZEIT** Frühjahr (Mai) und Herbst (Oktober); aber auch der Sommer (August) ist, trotz der feuchten Hitze, als Reisezeit empfehlenswert.

**SPRACHE** Englisch wird außerhalb der großen Städte sehr wenig verstanden. Alle Wegweiser, Bahnhofsschilderungen etc. sind jedoch auch in lateinischer Schrift abgefaßt.

**LITERATUR** Josef Kreiner: Japan; Kunst- und Reiseführer mit Landeskunde, (Kohlhammer Kunst- und Reiseführer), 1979. Ein sehr nützliches Werk! Das Buch bietet ausgezeichnete Informationen zu Landeskunde, Geschichte, Religion, Kunst etc. Japans, darüberhinaus eine Menge praktischer Tips. Auch die Landschaft Yamato mit Miwa, Tenri, Asuka wird erwähnt und kurz beschrieben.

**INFORMATION** In Deutschland: Japanische Fremdenverkehrszentrale, Biebergasse 6-10, 6000 Frankfurt, Tel.: 069/203 53; in der Schweiz: Office National du Tourisme Japonais, JNTO, rue de Berne 13, 1201 Genf, Tel.: 022/31 81 40; in Japan: Staatliches Fremdenverkehrsamt JNTO – Tokio, 6-6 Yurakucho 1-chome, Chiyoda-ku, Tel. 502-1461/2-Kyoto, Kyoto Tower Building, Higashi-Shiokoji-cho, Simogyo-ku, Tel. 371-0480.